

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 35 (2022)
Heft: 5

Artikel: Social Turn in Basel
Autor: Petersen, Palle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Social Turn in Basel

**Seit ein paar Jahren frischen junge Köpfe die alte Schweizer Architekturhauptstadt auf.
Vier Gespräche rund um Demokratie und Kunst, Klimabau und Stadtplanung.**

Text: Palle Petersen, Fotos: Derek Li Wan Po

Basel sieht sich gerne als Architekturhauptstadt der Schweiz. Das dem Standortmarketing entstammende Prädikat verdankt sich nicht nur Pharmamäzenen und Vitra, die ein Dutzend Bauten von Pritzker-Preisträgern in die Region gebracht haben. Unter den Kantonsbaumeistern Carl Fingerhuth und Fritz Schumacher sind auch das Schweizerische Architekturmuseum (SAM) und Architekturbüros entstanden, deren Werke weit über die Landesgrenzen hinausstrahlen: erst Herzog & de Meuron und Diener & Diener, später Morger & Degelo und Miller & Maranta, dann Christ & Gantenbein und Buchner Bründler. Nun betritt eine nächste Generation das Parkett.

Längst ist das Umfeld im Wandel. Wohnpolitische Initiativen haben die Verwaltung aufgeweckt und eine zarte Genossenschaftsblüte keimen lassen. Der Kantonsbaumeister Beat Aeberhard und Andreas Ruby, der Direktor des SAM, sind spürbar präsent. Doch vor allem engagiert sich die junge Generation selbst über das Bauen hinaus. Sie vermittelt und debattiert, setzt sich für günstige Wohnungen ein und gegen die Klimakrise, mal handfester, mal intellektueller. Wir haben vier Akteurinnen getroffen, die eins verbindet: Sie stellen die Gesellschaft nicht vor, sondern neben die Form. Sie wollen eine Architektur mit grossem A, die sich den drängenden Fragen stellt. →

Diskursiver Sozialdemokrat

Kaum ein junger Basler ist so sichtbar wie Lukas Gruntz. Der 33-Jährige und seine Partnerin Céline Dietziker führen das Atelier Atlas siehe Hochparterre 10 / 21, Seite 63. Sie sind Nerds, wie sie im Buche stehen: Ferien heisst 50 Aalto-Bauten in Finnland abklappern und dann ein 460-seitiges Buch über Baudetails gestalten – Stützen, Geländer, Türgriffe, Treppengeländer. 2015 gründete Gruntz die Plattform Architekturbasel.ch, seit 2017 sitzt er in der Kommission für Denkmalpflegesubventionen, seit 2018 im Vorstand der Genossenschaft Gewona. Er engagiert sich in der Schulkommission und im Quartierverein der SP, lehrt an der FHNW und organisiert im Rahmen der Architekturwoche Basel den Pavillonbau aus alten Teilen.

Betrachtest du dich als Architekten?

Lukas Gruntz: Als politischen Architekten. Vor den Umbauten mit Atlas habe ich bei Miller & Maranta und bei Kunz und Moesch gearbeitet. Aber momentan fliesst höchstens ein Drittel meiner Zeit ins Bauen. Blochers Wahl in den Bundesrat hat mich früh politisiert. Als Schüler trat ich damals der Juso bei und gründete dort die Arbeitsgruppe Stadtentwicklung. Ich finde, die Architektur nimmt sich als gestaltende Disziplin zu wichtig und wird darum ihrer öffentlichen Bedeutung nicht gerecht. In Basel etwa geht es um Kultur, Pharma und das grosse Geld. Wie entwickelt sich die Stadt, und wer entscheidet? Darüber müssen wir sprechen. Es ist ein Privileg, dass wir das in einer Demokratie überhaupt dürfen. Abstimmen genügt mir nicht.

Hast du darum Architekturbasel.ch gegründet?

Weil dir dieser Austausch fehlte?

Lukas Gruntz: Ja. Hochparterre und die anderen Fachmedien sitzen in Zürich. Die Basler Tagespresse kümmert sich höchstens oberflächlich um Architektur. Darum habe ich 2015 angefangen, in der Kaffeepause eine Facebook-Seite mit News zu füttern. Zwei Jahre später waren wir eine Handvoll Leute mit einer eigenen Domain. Mittlerweile schreiben wir regelmässig über Arealentwicklung und Wettbewerbsergebnisse, neue und historische Projekte. Wir sind aber keine Journalisten oder Beobachter, sondern praktizierende Architektinnen. Unser Ziel ist ein Dialog mit der Fachwelt und darüber hinaus.

Mittlerweile habt ihr fast 20 000 Follower auf Social Media. Ihr habt zehn Podcast-Folgen aufgenommen und veranstaltet regelmässig eine Architektur-Bar. Wie kann ich mir das vorstellen?

Lukas Gruntz: Das «Didi Offensiv» ist eine kleine Fussballbar. Wir laden Architekturbüros ein, die ein Projekt mitbringen, dann klicken wir uns gemeinsam durch die Präsentation, trinken Bier und reden über Architektur. Meistens kommen 30 bis 50 Leute, vor allem Architektinnen zwischen 25 und 40. Studierende sind teilweise dabei, Ältere und Etablierte überhaupt nicht. Der Groove ist wohl eher etwas für die junge Generation.

Wenn man sich durch eure Plattform klickt, fallen zwei Dinge auf: Ihr schreibt im Impressum, dass ihr junge Büros zeigen wollt, aber die grossen Monatsinterviews führt ihr dann doch mit den üblichen Verdächtigen. Und immer wieder stellt ihr ältere Basler Bauten vor. Warum?

Lukas Gruntz: Die 1980er-Jahre sind wichtig für die heutige Architekturstadt Basel. Es ist spannend, die Grossen zum Sprechen zu bringen, die oft vornehm schweigen. Unsere Baukulturbeiträge folgen einem ähnlichen Gedanken: Es ist wichtig zu verstehen, woher man kommt. In Basel steht Tolles aus allen Epochen, vor allem aus der Zeit ab den 1920er-Jahren. Meine Masterarbeit habe ich über die WOBA 1930 geschrieben, die vielleicht radikalste Wohnbauausstellung der Schweiz, die im Gegensatz zu Messen

in Stuttgart, Wien oder Zürich fast unbekannt ist. Überhaupt lässt sich so viel lernen, etwa von den Bauten des Architektenteams Artaria & Schmidt oder Hans Bernoulli.

Bernoulli war ein Genossenschaftspionier und verlor seine Stelle an der ETH Zürich wegen der Bodenfrage.

Als SP-Mitglied und Genossenschafter bei der Gewona stehst du vermutlich auf seinen Schultern.

Lukas Gruntz: Zu hundert Prozent. Grundsätzlich ist Boden nicht vermehrbar und gehört darum auch nicht in den Markt. Natürlich könnte man den auch regulieren, zum Beispiel, indem man Preise fixiert oder an die Kaufkraft koppelt, aber am besten kauft die öffentliche Hand das Land, baut selbst oder gibt es an Genossenschaften ab. Das ist für mich das optimale Modell des Eigentums, und zum Glück ändern sich die Rahmenbedingungen. Nach den 1940ern hat sich in Basel in dieser Hinsicht wenig getan, nun haben die Wohninitiativen neuen Schub gebracht. Auf den Arealen Erlenmatt und Westfeld, Walke und Lysbüchel Süd tut sich etwas. Ich bin gespannt, wie es mit der Initiative «Basel baut Zukunft» weitergeht. Nachdem die Käufer des Klybeck-Areals sie erfolglos bekämpft haben, stimmt das Volk bald ab über 50 Prozent Kostenmiete, wirksame Mitwirkung und CO₂-Neutralität auf Entwicklungsarealen.

Was auch immer CO₂-neutral dann heisst. Apropos

Klima: Im Rahmen der Architekturwoche im Mai baut ihr einen Pavillon, und für den Wettbewerb habt ihr einen Katalog zu alten Bauteilen erstellt. Das klingt eher nach Barbara Buser und Baubüro als nach den grossen Namen der Architekturhauptstadt.

Lukas Gruntz: Den Katalog haben wir tatsächlich mit Zirkular erarbeitet, einer Tochterfirma des Baubüros. Ich finde Barbara Busers Haltung eindrücklich konsistent und wichtig. Das Gundeldinger Feld ist soziales Gold. Dennoch fehlen mir da wichtige Themen der Architektur, der Umgang mit Material und Emotionen. Lieber schaue ich mir das Frühwerk von Herzog & de Meuron an. Das ist unerreicht präzis, jedes Projekt ist brillant und stimmungsvoll. In Bezug auf den Pavillon könnte man sagen: Re-Use ist relevant, aber wir wollen daraus Architektur machen.

«Wie entwickelt sich die Stadt, und wer entscheidet? Darüber müssen wir sprechen.»

Lukas Gruntz

Dafür habt ihr einen Wettbewerb veranstaltet, bei dem ihr sechs Plätze per Präqualifikation und acht weitere per Einladung vergeben habt. Das hat für einige Kritik gesorgt, und am Ende hat ein Büro aus Mallorca gewonnen, das zur Bauplatzbesichtigung eingeflogen wurde. Ist das für einen Pavillon wirklich nötig?

Lukas Gruntz: Wir wollten experimentierfreudig sein, aber ich verstehe die Kritik, dass manche Büros zwei Runden absolvieren mussten, andere nur eine. Ich finde es jedoch richtig, dass wir international auf das Thema aufmerksam gemacht haben, wenn auch zum Preis erhöhter Mobilität. Und ich bin froh, konnten wir das Nachnutzungsproblem lösen. Lange war unklar, was nach der Architekturwoche passieren würde und nach den Veranstaltungen, die wir bis September planen. Nun ist klar: Auch danach kann der Pavillon auf dem Gleisbogen des Dreispitzareals bleiben.

«Wir wollen Schönheit suchen und trotzdem ein Gewissen haben.»

Charlotte Truwant

Territoriale Grenzgängerin

Im Jahr 2010 kam die Französin Charlotte Truwant nach Basel. Die heute 41-Jährige arbeitete erst bei Miller & Maranta, dann beim Laboratoire Bâle der EPFL. Sie steht für das Akademische und Internationale der Architekturstadt Basel. Gesellschaftskritik ist bei ihr kein handfester Aktivismus, sondern intellektuelle Debatte und Kunst am Bau. Ihr Büroumbau für Schnetzer Puskas Ingenieure siehe Seite 55 ist materialsparsam, zeigt und zelebriert die Haustechnik und ergänzt das Rohe durch eigens gefertigte Lampen, Möbel und Vorhänge, die die Fläche zonieren. Der Büroname ‹Tuwant + Rodet +› steht für eine kollaborative Arbeitsweise, die Grenzen der Disziplin auflöst. Das Atelier in einer alten Autogarage teilen sie mit Grafi-kerinnen, Designern und Kuratorinnen.

2018 habt ihr «Das Verein» gegründet und seither ein Dutzend Architekturbüros aus Europa, Asien und Australien eingeladen. Warum?

Charlotte Truwant: Wir waren bei einer Veranstaltung des BSA, wo sich junge Architekturbüros vorstellten. Das war sehr institutionell, ein frontales und moderiertes Setting, bei dem niemand diskutierte. Also luden wir sechs befreundete Büros ein, und Vitra schenkte uns einen Haufen kleiner Hocker. Nach der Einladung rechneten wir mit etwa 30 Leuten, doch es kamen 70 bis 90. Mit Bier in der Hand und Pizza auf dem Schoss diskutierten wir stundenlang. Offenbar gibt es einen grossen Gesprächsbedarf, wenn es um die Themen Architektur, Politik und Wettbewerbswesen geht. Wegen Covid hat das Format pausiert, aber bald geht es weiter.

Was treibt eine gebürtige Französin aus der Nähe von Genf nach Basel?

Charlotte Truwant: Die EPFL. In Lausanne habe ich die politische Haltung von Luigi Snozzi kennengelernt, die Texte von André Corboz, das territoriale Projekt. In Sachen Architektur war Basel damals die einflussreichste Stadt; vor allem die frühe Arbeit von Herzog & de Meuron beschäftigt uns noch heute. Zürich war für uns damals überhaupt nicht relevant, höchstens in Bezug auf Partys. Nach dem Abschluss gingen dann viele Studienkollegen zu

Herzog & de Meuron, Christ & Ganterbein oder Buchner Bründler. Mich zog es zunächst nach Dänemark, wo ich meinen Lebens- und Büropartner Dries Rodet traf. Dann arbeiteten wir in Belgien und Zürich. 2010 kam ich dann zu Miller & Maranta.

Du hast dort drei Jahre lang gearbeitet.

Dann habt ihr euer Atelier gegründet, und du gingst zum Laboratoire Bâle an der EPFL.

Warum dieser Schritt?

Charlotte Truwant: Mir fehlten der grosse Massstab und das freie Denken. Am Laboratoire Bâle versuchten wir, Landschaft und Architektur zusammen zu denken. Ökologie war anfangs noch ein Fremdwort, wurde aber immer wichtiger. Mit dem Begriff Ökologie meine ich das grosse Zusammenspiel der Topografie und ihrer Zeitschichten, die Entwicklung der Zivilisation entlang von Gewässern und Tälern. Der Urbanismus dreht sich um Beziehungen und darum, zu lesen und zu verändern, was da ist. Und es geht uns nicht nur um Natur und Kultur, sondern genauso um Stadt und Land, um Gender und Disziplinen, um innen und aussen. Wir wollen Grenzen überwinden.

Was hat das mit Architektur zu tun?

Charlotte Truwant: Es geht um die Tätigkeit zwischen den Polen. Einerseits ist uns der Zugang der alten Basler Architekturgarde zu objekthaft. Da fehlt der Kontext. Dennoch schauen wir uns selbst die Bauten von Christian Kerez und Valerio Olgiati gerne an. Man könnte das als «guilty pleasure» bezeichnen. Andererseits bin ich keine politische Architektin im engeren Sinn. Wir beschäftigen uns mit dem Territorium und darum auch automatisch mit sozialen und politischen Fragen. Problematisch finden wir hingegen gesellschaftliche Diskurse, in denen es um einen Rückzug aus der Gestaltung geht: Wir wollen Schönheit suchen und trotzdem ein Gewissen haben. Uns interessieren Handwerk, Technik und die Performance der Materialien. Am Ende ist es wichtig, wie die Dinge altern. Dahinter steckt eine Sicht auf Architektur nicht als endgültige Form, sondern als etwas Wandelbares – eher wie die Landschaft. Damit das gelingt, müssen die Konstruktion und der Grundriss funktionieren. →



Charlotte Truwant im Atelier, das sie mit Gestaltenden verschiedener Disziplinen teilt. Sie glaubt an den grossen Massstab, die Kraft der Gestaltung und Kooperation.



Jonathan Hermann auf dem Dach des Wohnhauses Abakus. Er engagiert sich im Kampf gegen die Klimakrise und für genossenschaftlichen Wohnungsbau.

→ **Das ist notwendig, aber gesellschaftlich nicht hinreichend. Worin besteht euer Gewissen?**

Charlotte Truwant: Wir wollen so wenig wie möglich machen. Architektur als Akupunktur, wie das Lacaton & Vassal vor machen. Für Schnetzer Puskas haben wir einen Basler Fitnessclub zum Pausen- und Meetingraum umgebaut. Wir haben die abgehängte Decke entfernt und die neue Lüftung sichtbar verlegt, ansonsten vor allem geflickt, mit Farben und Vorhängen gearbeitet, dazu Lampen und Möbel gebaut. Mehr braucht es nicht. In ähnlicher Art arbeiten wir nun mit ASBR, Thomas Raynauds Büro, am Centre Culturel Suisse in Paris.

Ihr arbeitet nur selten allein. Hinter

«Tuwant + Rodet +» reiht sich auf eurer Website schon ein Dutzend weiterer Namen.

Warum ist euch Kollaboration so wichtig?

Charlotte Truwant: Die Zusammenarbeit verwischt die Autorschaft und bewahrt vor einem Stil. Ich finde es zwar interessant, an gewissen Themen dranzubleiben, Obsessionen zu entwickeln und wieder aufzugeben. Aber ich finde es noch wichtiger, nicht im eigenen Saft zu schmoren. Wenn man zusammenarbeitet, wird man kritisiert und herausgefordert. Außerdem müssen wir Architektinnen unsere Grenzen akzeptieren: Manche denken, sie wären alles zugleich – gute Fotografinnen, Grafiker, Designerinnen, Städtebauer, Künstlerinnen, Landschaftsarchitekten, Autorinnen. Aber niemand kann alles.

Architekturwoche Basel

Ab dem 9. Mai findet erstmals die Architekturwoche Basel statt. Initiiert von der Stiftung «Architektur Dialoge», soll sie künftig im zweijährigen Turnus wiederholt werden. In ihrem Auftaktjahr widmet sie sich unter dem Titel «Reale Räume» der Frage, wie Globalisierung, Digitalisierung, Migration, Klimawandel und Pandemie unseren städtischen Alltag räumlich beeinflussen. Das Programm wendet sich an eine breite Öffentlichkeit; die über 100 Vorträge, Führungen, Workshops, Ausstellungen, Filme, Konzerte und Performances finden in Basel-Stadt, in Basel-Landschaft und im Dreiland (CH, D, F) statt. Als «Reale Räume» stehen die drei aktuellen Basler Entwicklungsbereiche Dreispitz (Münchenstein), Bachgraben (Allschwil) und Klybeck im Fokus. Auf dem Dreispitz wird als Teil der Architekturwoche der erste «Basel Pavilion» aus wiederverwendbaren Bauteilen eröffnet: ein temporärer, offener Veranstaltungsort, dessen Architektur neue Formen des klimagerechten Bauens und der Kreislaufwirtschaft demonstriert. Der Entwurf ist aus einem internationalen Wettbewerb hervorgegangen, den das junge spanische Architekturbüro Isla gewonnen hat.

Open House Basel

Am 14. und 15. Mai besteht zudem die Möglichkeit, in und um Basel 100 Gebäude und Außenräume aus verschiedenen Epochen zu besichtigen. Die Führungen sind kostenlos.

«Genossenschaften zeigen, dass kein Systemwechsel nötig ist. Das Prinzip Selbsthilfe genügt.»

Jonathan Hermann

Genossenschaftlicher Klimaretter

Im Wohnhaus Abakus kommt das Leben von Jonathan Hermann zusammen: Im vergangenen Jahr ist der 36-jährige Liestaler mit seiner Freundin ins oberste Geschoss gezogen. Geplant hat er das Haus mit seinen zwei Kollegen von Stereo Architektur. Die Bauherrin ist das «Mietshäuser Syndikat», in dessen Vorstand er sitzt. Die Baurechtgeberin ist die Stiftung Habitat, auf deren Areal Lysbüchel Süd siehe Seite 57 sowie Hochparterre 1-2/22 es keinen grossen Gestaltungsplan gibt, sondern zwei freistehende Häuser und einen Blockrand mit Regelbauweise. Wie manch andere Nachbarn auch steht das Wohnhaus Abakus für die Suche nach einer klimagerechten Architektur: Das offene Treppenhaus mündet in eine geteilte Dachterrasse. Hinter der filigranen Wellblechhülle liegt ein Holztragwerk mit Betonhohldielen. Die Innenwände bestehen aus Massivholz, sind unverputzt und unverkleidet. Die Sanitär- und Elektroleitungen sind offen geführt. Pro Geschoss gibt es

eine Rumpfwohnung mit dreieinhalb Zimmern und zwei Einzelzimmern, die sich dazuschalten oder als separate Treppenhaus-WG nutzen lassen. Kein Wunder, dass Jonathan Hermann ein Gründungsmitglied des Vereins «Countdown 2030» ist, der sich für die Themen Klima und Baukultur engagiert.

Ihr nennt euch «Stereo», weil ihr sowohl in Zürich als auch in Basel arbeitet. Was unterscheidet die beiden Städte in eurer Praxis als junge Architekten?

Jonathan Hermann: Wir sind zu zweit in Basel, nur einer wohnt in Zürich. Vielleicht haben wir darum schneller hier Fuss gefasst? Allerdings ist das Zürcher Wettbewerbs- und Genossenschaftswesen viel institutionalisierter. In Zürich hat man entweder Glück, gewinnt früh einen Wettbewerb und hat dann richtig viel zu tun. Oder man geht leer aus. In Basel bieten sich viele kleine Gelegenheiten.

Zudem scheint mir, dass in Basel vor allem Wettbewerbe mit innovativem Programm offen sind, während sie in Zürich selektiv und darum inhärent konservativ sind.

Auf dem Areal Lysbüchel Süd habt ihr ein kleines Genossenschaftshaus gebaut. Wie kam es dazu?

Jonathan Hermann: Ich bin aus persönlichen Gründen zum «Mietshäuser Syndikat» gekommen: Wir wohnten in einem Altbau im Kleinbasel. Rundherum kauften Unternehmen Häuser, sanierten sie und verkauften die Wohnungen im Stockwerkeigentum. Dem wollten wir zuvorkommen, also kontaktierten wir unseren betagten Besitzer, der das Haus schliesslich ans «Mietshäuser Syndikat» verkaufte. Weil jedes Haus einen Vertreter in den Vorstand entsendet, wurde ich aktiver Teil der Dachgenossenschaft, und seither engagiere ich mich in den Baukommissionen. Später bewarben wir uns als Bewohnergruppe für ein Baufeld auf dem Areal Lysbüchel Süd, das «Mietshäuser Syndikat» bot uns unterstützend den rechtlichen Rahmen. Jetzt wohne ich selbst dort.

Eine günstige Wohnung mag jeder. Ist es mehr als das?

Jonathan Hermann: Mein Blick hat sich deutlich verändert. Erst wenn man sich mit einem Thema beschäftigt, sieht man, was schiefläuft. Im Grunde sollten Stadt und Wohnen nicht der Rendite dienen, sondern den Bewohnerinnen. Die Genossenschaften zeigen, dass kein radikaler Systemwechsel nötig ist. Das Prinzip Selbsthilfe genügt. Daraus folgt natürlich, dass man dem Markt möglichst viel Boden entziehen und im Baurecht vergeben sollte.

Nebst der Arbeit als Genossenschaftschafter bist du auch beim Verein «Countdown 2030» aktiv. Mittlerweile seid ihr über 50 Architektinnen, die sich im Kampf gegen die Klimakrise engagieren. Was motiviert dich?

Jonathan Hermann: Das Studium an der EPFL war räumlich-konzeptuell; zentral war die gesellschaftliche Dimension des Entwurfs. Mein heutiger Büropartner Martin Risch und ich haben gemeinsam als freies Diplomthema das Basler Dreiländereck untersucht. Das war 2011, noch vor der berüchtigten «Rheinhann»-Studie. Doch wie überträgt man solche Interessen in der Praxis in Umbauten und Kindergartenwettbewerbe? Die Beschäftigung mit Gesellschaftsfragen, egal ob Wohnpolitik oder Klimakrise, stellt die eigene Arbeit in einen grösseren Kontext.

Trotzdem kommt sie als Architektur auf den Boden.

Das Abakus ist ein Holzbau mit wenig Haustechnik, sauberer Systemtrennung, Gemeinschaftsterrasse und Wohnungen, die wachsen und schrumpfen können.

Die Betondecke ist ein überraschendes Element. Ein Zugeständnis an bauwirtschaftliche Realitäten?

Jonathan Hermann: Wir wollten Beton möglichst vermeiden. Aber Lignaturdecken hätten 60 000 Franken mehr gekostet, das sind zwei Prozent der Baukosten. Darum sind wir auf vorgespannte Hohldielen mit geringem Betonvolumen umgeschwenkt, wie man sie aus dem Industriebau kennt. Auch die verspachtelten Fermacell-Platten sind keine ökologische Glanzleistung. Kompromisse sind beim Bauen unvermeidbar. Ich sehe das Abakus nicht als Lösung der Klimakrise, aber als Schritt in die richtige Richtung.

Apropos Beton: Du hast bei Buchner Bründler gearbeitet, den Meistern wuchtiger Betonplastik.

Was nimmst du mit und was willst du anders machen?

Jonathan Hermann: In puncto Formensprache und Materialwahl sehe ich Unterschiede. Weder interessiert es uns, die Badewanne mit perfekt gesharter Seifenablage zu wiederholen, noch finden wir das ökologisch vertretbar. Allerdings haben wir von unseren Lehrern keinen Stil gelernt, sondern ein Verständnis und Methoden. Die aktive Rolle der Architektinnen, die Arbeit an der Stadt, die formale Offenheit – all das ist gültig und weitaus wichtiger.

Finanzkritische Stadtaktivistin

Im Basler Veranstaltungskalender ist Sarah Barth präsent. Seit 2018 organisiert die 34-Jährige Stadtgespräche im Rahmen der Stiftung «Architektur Dialoge». Manchmal geht es um wichtige Bauten und Abstimmungen, meist um die grossen Entwicklungsareale von Stadt, Messe, SBB, Roche oder Novartis. 2019 hat sie mit einer Handvoll Architektinnen den Verein «Countdown 2030» gegründet. Seither engagiert sie sich auch für resiliente Städte und zukunftsfähige Bauten und diskutiert diese Themen in Zürich oder Stuttgart. Seit Anfang 2022 sitzt sie im Rat der Stiftung für preisgünstigen Wohnraum Basel-Stadt.

Warum heisst dein Büro «Atelier für Architektologie»?

Sarah Barth: Schon immer hat mich die Stadt mehr interessiert als das Haus. Nach meinem Diplom bei Peter Märkli habe ich an der ETH Zürich Geschichte des Städtebaus unterrichtet. Als Vittorio Lampugnani in Pension ging, bewarb ich mich bei Diener & Diener explizit für das Klybeck-Areal. Den ganzen Prozess einer solchen Stadtentwicklung mal durchzuspielen – Testplanung, Richtplan, all die gesetzlichen Abläufe –, das war spannend. Dann entschlossen mein Partner und ich, Eltern zu werden. Leider traut man Müttern selbst mit Arbeitspenschen von 70 oder 80 Prozent nur wenig zu, und ich wollte keinen Mami-Job ohne Verantwortung. Also habe ich mich definitiv selbstständig gemacht. Ein Büroname à la «Me, Myself & I» steht für eine Autorenarchitektur und kam darum nicht in Frage. Das Wort Architektologie steht für die Wissenschaft und den Geist. Es geht mir um mehr als das Bauen.

Du führst vor allem kleine Umbauten durch. Den grossen Massstab lebst du im Diskurs aus. Genügt dir das?

Sarah Barth: Zurzeit geht es leider nicht anders. Abgesehen davon finde ich es wichtig, dass wir als Gesellschaft über Planung sprechen. Die Prozesse der Stadtentwicklung sind oft so kompliziert, dass selbst Architektinnen nicht durchblicken. Ganz zu schweigen von der Stadtbevölkerung, deren Leben betroffen ist. Insofern finde ich die Stadtgespräche, die wir gemeinsam mit dem BSA und dem SIA organisieren, sehr interessant: Wenn es um wichtige Dinge wie das Klybeck-Areal geht, kommen nicht nur Architektinnen an die Veranstaltung.

Das Klybeck ist ein Zankapfel. Noch immer hört man Zeter und Mordio, weil der Kanton das Gebiet nicht gekauft hat. Seither hat man das Gefühl, der Kanton und die Privaten liefern sich ein Seilziehen. Dazu fordern politische Initiativen günstigen Wohnraum, Partizipation und Klimaambitionen. Wie siehst du das Ganze?

→



Sarah Barth an den verschlossenen Toren des Klybeck-Areals. Sie fordert eine flexiblere Stadtplanung und eine Klimawende, so tiefgreifend wie die Moderne.

«Nachhaltiges Bauen wird keine Mode sein – wie kann man keine Lust auf diese Aufgabe haben?»

Sarah Barth

→ **Sarah Barth:** Dass die Wellen auf dem Klybeck-Areal hoch gehen würden, war klar. Das Areal ist riesig, liegt prominent am Rhein und gilt als Wiege der Basler Pharma-branche mit bedeutender Industriearchitektur. Vor der Testplanung hätte der Kanton das Gebiet vielleicht kaufen können. Als Novartis und BASF wussten, was es wert sein würde, war das nicht mehr finanzierbar. 2019 zahlte die Immobilienwirtschaft über eine Milliarde Franken für eine Industriezone, und nach wie vor steht fast alles leer. Ein typisches Problem: Planung ist unglaublich langsam und komplex, die Gesetze sind starr, und alle wollen Perfektion. Hinzu kam ein Partizipationsprozess, der in meinen Augen eher eine Farce war und viel Frustration verursachte. Und dann bekämpften die neuen Eigentümer die Initiative «Basel baut Zukunft» auf gerichtlichem statt auf politischem Weg. Das Verfassungsgericht hat die Beschwerde inzwischen abgelehnt und die Initiative für gültig erklärt, aber die Investoren haben viel Goodwill ver-spielt. Trotzdem bin ich zuversichtlich: 30 Hektar sollten für alle möglichen Ansprüche reichen.

Wird «Basel baut Zukunft» angenommen, gilt Kostenmiete für die Hälften der Flächen auf sämtlichen Basler Entwicklungsarealen. Die Chancen stehen nicht schlecht, immerhin stimmten die Baslerinnen 2018 gleich vier Wohnschutzinitiativen zu. Woran liegt das?

Sarah Barth: Basel schrumpfte zwar eine Zeit lang und wächst erst seit rund 15 Jahren wieder. Darum hinkt die Entwicklung derjenigen in Zürich oder Genf hinterher. Aber auch hier ist der Wohnraum knapp, und die Preise entwickeln sich rasant. Die Wurzel des Problems ist in meinen Augen die enorme Steigerung der Landpreise. Das hat nichts mit dem Bedarf zu tun, sondern mit einem grotesken Finanzmarkt, der mit Boden und Nahrungsmitteln spekuliert wie mit Aktien und Bitcoins. In einer idealen Welt sind Gemeingüter wie Luft, Wasser und Boden dem Markt entzogen. In der Realität müssen wirksame Hand-änderungssteuern und Mehrwertabschöpfung genügen. Immerhin ist Basel inzwischen aufgewacht: Seit 2018 hat man Gesetze umgeschrieben und die Verwaltung reorganisiert. Der Kanton hat ein Programm für 1000 Neubauwohnungen ins Leben gerufen und eine Stiftung für preis-günstigen Wohnraum gegründet.

Diese Stiftung folgt dem Vorbild der Zürcher PWG, kümmert sich aber nicht ums Gewerbe. Was tut ihr?

Sarah Barth: Wir sind erst seit Januar aktiv und haben viel Grundlagenarbeit geleistet. Bald schauen wir die ersten Häuser an und bauen ein kleines Portfolio auf. Die Stiftung

verfügt über 35 Millionen Franken Startkapital, um Wohnliegenschaften zu kaufen und in Kostenmiete zu vermieten. Hinzu kommen knapp zwei Millionen Franken, um Genossenschaftsanteile für Menschen zu erwerben, die sich solche nicht leisten können.

Als Stiftungsrätin bist du bezahlt.

In der Aktivistengruppe «Countdown 2030, engagierst du dich gemeinsam mit anderen Architekten ehrenamtlich für Klima und Baukultur. Wie kam es dazu?

Sarah Barth: Ende 2018 hielt Friederike Kluge von Alma Maki einen Vortrag im S AM und war mit ihren Studierenden aus Konstanz für eine Klimawoche in Basel. An einem der Abende stellten wir fest, dass uns die wichtigen Hebel im Privatleben klar waren, dass uns für unsere Tätigkeit als Architektinnen jedoch grundlegendes Wissen über Emissionen, die Umweltbelastung von Baustoffen und der gleichen fehlte. «Countdown 30» ist sozusagen als Selbsthilfegruppe eines Dutzends Architektinnen entstanden. Der Name drückt aus, dass die aktuelle Dekade entscheidet. Als Symbol dafür haben wir einen digitalen Countdown gebaut, der erst am S AM und am Domus-Haus in Basel hing, dann in der Hochparterre-Buchhandlung und später in weiteren Architekturinstitutionen der Schweiz.

Als Nächstes habt ihr «Die grössten Hebel für zukunftsfähiges Bauen» auf Postkarten gedruckt, je neun Punkte für die Stadt, das Haus und das Baudetail. Es geht um weniger Fläche, weniger Material, weniger Neubau. Zugleich betont ihr die Chance einer dichten, durchmischten und grünen Stadt mit kreislauffähigen Häusern. Ihr habt sogar ein Narrativ dafür: «Die Neuerfindung der Moderne». Was ist darunter zu verstehen?

Sarah Barth: Die Moderne war weit mehr als ein Stilbegriff, mehr als Bandfenster und Pilotis, mehr als Architektur. Der Begriff meint einen tiefgreifenden Wandel. Da ging es um Politik und Gesellschaft, um Hierarchien und Familienmodelle. Ebenso fundamental muss sich unsere Gesellschaft verändern, will sie die Biodiversitäts- und Klimakrise bewältigen. Nachhaltiges Bauen wird keine Mode sein – wie kann man keine Lust auf diese Aufgabe haben? Was dabei herauskommt, weiß niemand. Vermutlich wird Planung eher komplizierter und digitaler, das Gebaute dagegen einfacher, eher Passivhaus als Smart-Living-Gebäude. Und gewiss wird die Stadt netzwerkartiger, die Häuser werden ihre Energie teilen. Müssen wir dafür alles abreissen und neu bauen? Im Gegenteil. Und genau das werden wir im September an einer Ausstellung im S AM zeigen. ●